

Michael Kauppert

Erfahrung und Erzählung

Wissen, Kommunikation und Gesellschaft. Schriften zur Wissenssoziologie

Herausgegeben von

Hans-Georg Soeffner

Ronald Hitzler

Hubert Knoblauch

Jo Reichertz

Wissenssoziologinnen und Wissenssoziologen haben sich schon immer mit der Beziehung zwischen Gesellschaften, dem in diesen verwendeten Wissen, seiner Verteilung und der Kommunikation (über) dieses Wissen(s) befasst. Damit ist auch die kommunikative Konstruktion von wissenschaftlichem Wissen Gegenstand wissenssoziologischer Reflexion. Das Projekt der Wissenssoziologie besteht in der Abklärung des Wissens durch exemplarische Re- und Dekonstruktionen gesellschaftlicher Wirklichkeitskonstruktionen. Die daraus resultierende Programmatik fungiert als Rahmen-Idee der Reihe. In dieser sollen die verschiedenen Strömungen wissenssoziologischer Reflexion zu Wort kommen: Konzeptionelle Überlegungen stehen neben exemplarischen Fallstudien und historische Rekonstruktionen stehen neben zeitdiagnostischen Analysen.

Michael Kauppert

Erfahrung und Erzählung

Zur Topologie des Wissens

Mit einem Vorwort von
Hans-Joachim Giegel

2., korrigierte Auflage



Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der
Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über
<<http://dnb.d-nb.de>> abrufbar.

2., korrigierte Auflage 2010

Alle Rechte vorbehalten

© VS Verlag für Sozialwissenschaften | Springer Fachmedien Wiesbaden GmbH 2010

Lektorat: Frank Engelhardt

VS Verlag für Sozialwissenschaften ist eine Marke von Springer Fachmedien.

Springer Fachmedien ist Teil der Fachverlagsgruppe Springer Science+Business Media.

www.vs-verlag.de



Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlags unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Die Wiedergabe von Gebrauchsnamen, Handelsnamen, Warenbezeichnungen usw. in diesem Werk berechtigt auch ohne besondere Kennzeichnung nicht zu der Annahme, dass solche Namen im Sinne der Warenzeichen- und Markenschutz-Gesetzgebung als frei zu betrachten wären und daher von jedermann benutzt werden dürften.

Umschlaggestaltung: KünkelLopka Medienentwicklung, Heidelberg

Gedruckt auf säurefreiem und chlorfrei gebleichtem Papier

Printed in Germany

ISBN 978-3-531-17454-9

Meinen Eltern

Vorwort

Schon ein Blick in das Inhaltsverzeichnis dieser Arbeit macht deutlich, dass hier in einem weit gezogenen Bogen auf die Grundlagen einer Soziologie als Erfahrungswissenschaft reflektiert wird. Wenn es um die grundlagentheoretischen Überlegungen zur Konstitution von Erfahrung und deren Reproduktion in Erzählungen geht (Kap. II und III), stützt sich der Autor auf die wegweisenden Analysen von Husserl, Hegel, Heidegger und Mead. Bei der wiederum grundlagentheoretischen Reflexion auf die basalen Strukturen der Lebenswelt bzw. des Erfahrungsraums (Kap. IV, V und VI) knüpft er an Husserl, Schütz, Habermas und Lévi-Strauss an.

Mit diesem hoch komplexen, in seiner Logik bestechenden Argumentationszusammenhang ist der Anspruch des Autors aber noch nicht befriedigt. Sein Ziel ist es, nicht nur theoretisch das Verhältnis von Erfahrung und Erzählung zu bestimmen, sondern auch methodologisch zu klären, wie durch eine methodisch stringente Analyse von Erzählungen, insbesondere autobiographischen Erzählungen, ein Zugang zu Erfahrungen und Erfahrungsräumen gewonnen werden kann. Plausibel wird diese Zielsetzung durch eine kritische Sichtung der maßstäblichen Ansätze der Biographieforschung (Schütze, Rosenthal, Oevermann). Schließlich demonstriert er an einem Beispiel aus der eigenen empirischen Forschung, wie produktiv ein von ihm entwickeltes Auswertungsverfahren, das der Methodologie der strukturalen Analyse nach dem Muster der Mytheninterpretation von Lévi-Strauss folgt, bei der Analyse autobiographischer Erzählungen eingesetzt werden kann.

Bei einer Arbeit mit einem so weit gespannten Anspruch muss der Leser naturgemäß erhebliche Anstrengungen unternehmen, um in der Komplexität des Argumentationsgangs sich nicht zu verlieren. Darum soll hier das Vorwort nicht dazu genutzt werden, mit eher äußerlichen Reflexionen, etwa einer Standortbestimmung des Autors, dem Leser die Überzeugung zu vermitteln, dass sich die ihm abverlangte Anstrengung lohnt. Stattdessen sollen durch einen gewissermaßen von der Seite kommenden Blick die wichtigen Schaltstellen des Argumentationsgangs beleuchtet werden, die das Ganze gliedern.

Ausgangspunkt für die Kapitel II und III ist das der Biographieforschung zugrunde liegende Verhältnis von Lebenspraxis und den in ihr aufgebauten Erfahrungszusammenhängen einerseits und der einem Interviewee abverlangten

Erzählung seiner Lebensgeschichte andererseits. In dem Bemühen, „den Primat der Theorie vor der Methode zurückzuerobern“ (S. 91), stellt der Autor die Frage, „auf welche Weise der interne Zusammenhang von Erfahrung und Erzählung aus der Lebensalltäglichkeit eines Menschen selbst erwächst“ (S. 92). Die eingehenden Erörterungen, die auf diese Frage folgen, gewinnen ihre Überzeugungskraft daraus, dass sie Erfahrung und Erzählung nicht als „monolithische Blöcke“ (ebd.) behandeln, sondern hier verschiedene Differenzierungslinien verfolgen, die die hohe Komplexität des behandelten Verhältnisses freilegen. Zunächst einmal wird differenziert zwischen zwei grundsätzlich unterschiedenen Wegen der Erfahrungsbildung. Der erste Weg bestimmt sich durch die Enttäuschung von Erwartungen. Genauer sind drei Formen der Enttäuschung zu unterscheiden: Divergenz von faktischem zu erwartetem Erleben, Inadäquatheit eines bestimmten (durch Übergang zu einem höherstufigen zu ersetzenden) Modus von Erkenntnis und fehlende Authentizität der Lebenspraxis (Divergenz von Man-Selbst und Eigentlichkeit). Ganz anders gestaltet sich der Prozess der Selbsterfahrung, wenn man von Dialogsituationen ausgeht, in denen (von Alter und Ego) Fragen an die Identität einer Person gestellt werden. Auch hier sind weitere Differenzierungen zu beachten. Der Autor weist drei ganz unterschiedliche Fragestellungen als fundamental für die Herstellung der Selbstbeziehung nach und entwickelt daraus drei unterschiedliche Modi des Selbstverhältnisses (das autobiographische Selbstverhältnis, das autonome Selbstverhältnis, das authentische Selbstverhältnis). Das Bemühen um Differenzierung setzt sich bei der Skizzierung der Erzählformen fort, die jeweils auf einen der zuvor entwickelten Erfahrungsmodi reagieren. Bei Enttäuschungen von Erwartungen kann sich ein Ich in unterschiedlicher Weise narrativ auf den Prozess der Erfahrungsbildung beziehen: in Form von Erlebnisberichten, von Bildungsgeschichten und von Konversionserzählungen. Ebenso lassen sich im Hinblick auf Dialogsituationen drei Formen des narrativen Rückbezugs auf das eigene Ich unterscheiden: Familiengeschichte, narrative Selbstbilder und das innere Zwiegespräch (aus einem Befremden über sich selbst heraus).

Wichtige Fragen einer Theorie der Erfahrungsbildung sind in den bisher behandelten Kapiteln ausgespart. Dazu zählt insbesondere die Frage, wie Erfahrungen davor geschützt sind, bloß als unzusammenhängende, voneinander isolierte Partikel in Erscheinung zu treten, wie sie sich vielmehr in einem übergreifenden Sinnzusammenhang zusammenschließen können. Und darüber hinaus die Frage, wie Erfahrungszusammenhänge sich so konstituieren können, dass sie sozial kommunizierbar sind. Verschiedene grundlagentheoretische Reflexionen des Faches rekurren in diesem Zusammenhang auf das Konzept der „Lebenswelt“. Es ist daher konsequent, wenn der Autor in den nachfolgenden Kapiteln seine Erörterung der Erfahrungsbildung auf dieses Konzept bzw. auf das

Konzept des Erfahrungsraums ausdehnt. Der Erfahrungsaufbau eines Akteurs wird jetzt aus der Perspektive einer Soziologie des Wissens betrachtet, die den „Fokus nicht mehr auf das Selbstverhältnis eines Sprechers, sondern auf dessen Weltverhältnis“ (S. 167) legt.

Ausgangspunkt dieser Überlegungen sind die Lebenswelttheorien von Husserl, Schütz und Habermas. In der kritischen Auseinandersetzung mit diesen Ansätzen entwickelt der Autor ein eigenes Konzept der Lebenswelt oder in seiner Sprache: des Erfahrungsraums. Das geschieht in mehreren Schritten:

1. Während die drei genannten Autoren mit ihrer jeweiligen Konzeption darauf zielen, invariante Strukturen der Lebenswelt aufzuzeigen, die nicht durch Erfahrungen konstituiert werden, sondern umgekehrt Bedingungen für die Möglichkeit von Erfahrung darstellen, sieht Kauppert hier eine unhintergehbare „Zirkularität“ (S. 183) und konzipiert entsprechend die Strukturen der Lebenswelt nicht als fixierte Werte, sondern als Korrelat innerweltlicher Ereignisse, Handlungen und Erlebnisse. Damit wird die Lebenswelt als „Erlebenswelt empirischer Subjekte“ (S. 186) ausgewiesen.
2. Wenn also auf diese Weise einerseits dem Lebensweltsubjekt „das empirische Leben wieder zurückerstattet“ (S. 190) wird, muss andererseits vermieden werden, dass die Lebenswelt sich empirisch „in milliardenfacher Vielfalt“ (S. 189) auflöst. Der Autor versucht deshalb, eine „mittlere Position zwischen der Lebenswelttheorie und der Lebensweltempirie“ (ebda.) aufzuzeigen.
3. Die relative Festigkeit der Strukturen der Lebenswelt expliziert er mit Verweis auf jene Operationen, denen schon bei Schütz (neben der Operation der Identifizierung) eine zentrale Bedeutung zugewiesen worden war: Kompartimentalisierung und Typisieren. Die Sicherheit, dass der Wissensvorrat als Ganzes in Geltung bleibt, beruht insbesondere darauf, dass ein Typus in einem horizontalen Verbund mit anderen Typiken steht und damit ein Erfahrungssubjekt „in jeder einzelnen Situation sein gesamtes Weltwissen“ (S. 208) ins Spiel bringen kann. Mit der Verweisung der Typen aufeinander werden Räume verknüpft, „indem man sie voneinander trennt“ (S. 209).

In einem letzten Ausgriff verknüpft der Autor nun alle vorangegangenen Überlegungen mit drei Aussagen, durch die ein bruchloser Zusammenhang zwischen seinem Theorieprogramm und der am Ende präsentierten (einer von ihm selbst entwickelten Methodologie folgenden) empirischen Analyse hergestellt wird.

Zunächst stellt er eine Beziehung zwischen Erfahrungsraum und Erzählung her: Die Erzählung (einer Lebensgeschichte) kann „als ein funktionales Reproduktionsmodell des Erfahrungsraums verstanden werden“ (S. 226). Die Begrün-

derung für diese These wird aus dem dargestellten Zusammenhang von Erfahrungsbildung und Erzählung entwickelt. Damit reklamiert Kauppert im Gegenzug zu einer skeptischen Einschätzung von Habermas „die Möglichkeit einer Selbstbeobachtung der Lebenswelt durch Alltagsnarrative“ (S. 181).

Die zweite Aussage lautet: „Zwar stimmt es, dass die Erzählung einer zeitlichen Ordnung folgt, aber sie bezieht sich dabei nicht auf die irreversible Zeit des Erlebens, sondern auf den Raum der Erfahrung“ (S. 237).

Daraus ergibt sich schließlich drittens eine methodologische Konsequenz. Wenn die Struktur des Erfahrungsraums sich in der Form eines räumlichen Beziehungsgeflechts derjenigen Dimensionen herausbildet, die in lebenspraktischen Erfahrungen immer wieder bestätigt wurden, dann muss die Erzählung „topologisch analysiert werden (S. 238). Die Methodologie einer solchen Analyse muss nicht neu erfunden werden. Man muss nur, wie der Autor, eine genaue Kenntnis des Werks von Lévi-Strauss besitzen, um ein äußerst wirkungsvolles Analyseinstrumentarium, das außerhalb der Soziologie entwickelt worden ist, für die soziologische Forschung fruchtbar zu machen. „Das methodische Vorbild dafür ist die strukturelle Analyse. Ihr Paradigma findet sie in der Interpretation von Mythen“ (S. 243).

Schon diese wenigen Andeutungen machen klar, dass der Autor mit seiner Arbeit nicht weniger intendiert, als mit einem eigenen ambitionierten Theorieaufbau die grundlagentheoretischen Ansätze des Faches herauszufordern. Dabei grenzt er sich nicht nur kritisch von ihnen ab, sondern zeigt auch bisweilen überraschende Zusammenhänge auf, so z. B. zwischen dem phänomenologischen Ansatz der Lebensweltanalyse und der Methodologie der strukturalen Analyse nach dem Muster von Lévi-Strauss. Dass hier auch Anregungen des Strukturalismus von Giddens und Bourdieu hineinspielen, ist unverkennbar.

Die Arbeit verdient, mit größter Aufmerksamkeit und Anstrengung gelesen zu werden. Sie besitzt den Charakter eines Werkes, das eine spürbare Unruhe in das Fach hineinzutragen vermag, weil es die tradierten grundlagentheoretischen Reflexionen nicht nur in einer beeindruckenden Breite aufnimmt, sondern ihnen in die Tiefe folgt, ihre Wege präzise nachzeichnet, dabei Unebenheiten und Sackgassen aufdeckt, um dann neue Ausgänge zu erschließen.

Berlin, den 24. August 2009

Hans-Joachim Giegel

Inhalt

Einleitung	11
------------------	----

Erster Teil

Zum methodischen Ort des Verhältnisses von Erfahrung und Erzählung

Kapitel I	Die Biographieforschung	17
1.	Präfigurationen	18
2.	Konfigurationen	32
2.1	Probleme mit der Homologie	32
2.2	Ein dualistisches Dilemma	41
2.3	Der Konflikt der Interpretationen	54
3.	Rekonfigurationen	71
3.1.	Orthodoxien	71
3.2.	Leben oder Erzählung?	78
4.	Resümee	87

Zweiter Teil

Die Konstitution narrativer Selbstverhältnisse

Kapitel II	Subjektivierungen	91
1.	Die Differenz von Erwartung und Erfüllung	93
2.	Enttäuschungsvarianten	98
2.1	Durchstreichung	99
2.2	Entfremdung	101
2.3	Angst	103
3.	Umdeutungen von Enttäuschungen	107
3.1	Erfahrungen sammeln	108
3.2	Erfahrungen machen	109

3.3	Erfahrungen suchen	111
4.	Darstellungen von Enttäuschungen	114
4.1	Erlebnisberichte	114
4.2	Bildungsgeschichten	117
4.3	Konversionserzählungen	120
5.	Resümee	122
Kapitel III	Objektivierungen	125
1.	Die Differenz von Ego und Alter	126
2.	Drei Fragekonstellationen	131
2.1	Woher komme ich?	133
2.2	Wer bist du?	136
2.3	Wer bin ich?	140
3.	Selbstbeziehungen	142
3.1	Das autobiographische Selbstverhältnis	143
3.2	Das autonome Selbstverhältnis	145
3.3	Das authentische Selbstverhältnis	146
4.	Selbstzeugnisse	150
4.1	Die Familiengeschichte	151
4.2	Narrative Selbstbilder	152
4.3	Das innere Zwiegespräch	154
5.	Resümee	158
Im Rückblick:	Die soziologische Biographieforschung	163

Dritter Teil

Die Narrativierung des Weltverhältnisses

Kapitel IV	Die Lebenswelt	167
1.	Die Laientheorie der Lebenswelt	168
2.	Die Lebensweltphilosophie bei Edmund Husserl	170
3.	Die Lebensweltsoziologie bei Alfred Schütz	175
4.	Die Lebenswelttheorie bei Jürgen Habermas	178
5.	Resümee	186

Kapitel V	Der Erfahrungsraum	189
1.	Das Integral subjektiver Erfahrungen	190
2.	Die Konstitution von Erfahrung	197
3.	Die Organisation von Vertrautheit	202
3.1	Kompartimentalisierung	204
3.2	Soziale Verteilung	205
3.3	Sprache	206
4.	Resümee	209

Vierter Teil

Zur Topologie des Wissens

Kapitel VI	Wie erschließt sich der Erfahrungsraum?	213
1.	Die natürliche Verzeitlichung der Erfahrung	214
2.	Die methodische Verräumlichung der Erzählung	224
2.1	Dechronologisierung	226
2.2	Methodologische Prinzipien	229
2.3	Symbolische Operatoren	232
2.4	Struktur	234
3.	Die Repräsentation der Erfahrung in der Erzählung	235

Kapitel VII	Empirie	245
1.	Symbolische Operatoren	246
1.1	Das Haus	246
1.2	Die Hand	262
2.	Die Struktur des Erfahrungsraums	269
2.1	Methodische Aufbereitungen	269
2.1.1	Segmentierung	270
2.1.2	Paraphrasierung	270
2.1.3	Paradigmatische Gruppen	272
2.1.4	Das Tableau der Erfahrung	279
2.2	Die Strukturhypothese	282
2.2.1	Erste Teilbeziehung	282
2.2.2	Zweite Teilbeziehung	283

Zusammenfassung und Ausblick	285
1. Zusammenfassung	285
2. Ausblick	293
Danksagung	295
Anhang:	
Segmentierung und Paraphrasierung	297
Literaturverzeichnis	311

Verzeichnis der Abbildungen, Tabellen und Übersichten

Abbildungen

<i>Abbildung 1:</i>	Methodische Einklammerungen in Literatur und Autobiographie	43
<i>Abbildung 2:</i>	Einklammerung der Zeit des Erlebens in der Autobiographie	44
<i>Abbildung 3:</i>	Die Erzählkorrelation für die biographische Datenanalyse	44
<i>Abbildung 4:</i>	Die Korrelation von Erzählen und Erleben bei Rosenthal	49
<i>Abbildung 5:</i>	Zusammenhang von Erfahrungsraum und Erfahrungsgeschichte	217
<i>Abbildung 6:</i>	Von der euklidischen Geometrie zum topologischen Raum	241
<i>Abbildung 7:</i>	Die geometrische Ermittlung der geographischen Mitte	253
<i>Abbildung 8:</i>	Inverse Beziehungen des sozialen Raums im geographischen Schema	256
<i>Abbildung 9:</i>	Übersetzungsdimensionen des symbolischen Operators Haus	261
<i>Abbildung 10:</i>	Übersetzungsdimensionen des symbolischen Operators Hand	268
<i>Abbildung 11:</i>	Tableau des Erfahrungsraums	280

Tabellen

<i>Tabelle 1:</i>	Probleme mit dem sozialen Status	274
<i>Tabelle 2:</i>	Betonung des sozialen Status	274
<i>Tabelle 3:</i>	Probleme mit einer personalen Kompetenz	275
<i>Tabelle 4:</i>	Betonung einer personalen Kompetenz	275
<i>Tabelle 5:</i>	Probleme mit dem sozialen Raum	276
<i>Tabelle 6:</i>	Betonung des sozialen Raums	277
<i>Tabelle 7:</i>	Probleme mit Verwandtschaft	278
<i>Tabelle 8:</i>	Betonung der Verwandtschaft	278

Übersichten

<i>Übersicht 1:</i>	Inverse Generationsbeziehungen	251
<i>Übersicht 2:</i>	Interpretationen der Relation von Vater und Sohn	259
<i>Übersicht 3:</i>	Liste der Narrateme	271

Einleitung

„Komm in den totesagten Park und schau“

Stefan George

Dass es in der geographischen Ferne und kulturellen Fremde etwas zu entdecken gibt, an dem sich das Selbstverständnis derer schärfen und abarbeiten kann, die es in die „weite Welt“ zieht, gehört zu einer Volksweisheit. Sie lässt sich auch zu den verborgenen Gründungsmotiven der Ethnologie zählen. Denn zwar professionalisiert sich das Sehnsuchtsmotiv eines Reisenden, wenn er sich das Gewand der Wissenschaft umlegt, doch der in Aussicht stehende Ertrag scheint sich von seinen Privatinteressen nicht zu unterscheiden: Was *die* Menschen seien, so Rousseau (1989, S. 120), könne jeder in seiner unmittelbaren Nachbarschaft erfahren, was aber *der* Mensch ist, erführe man nur in der Ferne. Unter allen Unbekannten aber, die in der Fremde auf einen Forscher warteten, war er selbst die größte. Die Wilden warfen ihm das zivilisatorische Bild zurück, das er sich von ihnen zu machen versuchte. Weil sich *die* Fremden und *der* Fremdling nur ganz allmählich miteinander verständigen und gegenseitig durchdringen konnten, blieb dem Ethnologen nichts anderes übrig, als sich zumindest hypothetisch an sie zu assimilieren. Verlängert man den Forschungsaufenthalt eines Ethnologen bei den von ihm Beforschten hypothetisch ins Unbestimmte und stellt sich vor, dass sich das Forschungsinteresse im Laufe der Zeit mehr und mehr abschleift und im Gegenzug aus dem Ethnologen sukzessive einen Einheimischen macht, dann hätte man die Ausgangssituation eines Phänomenologen gewonnen.

Anders als ein Ethnologe ist ein Phänomenologe nicht von weit her gereist, aber er gehört gleichwohl zu der Art von Leuten, die sich in der „Heimwelt“ (Därmann 2005, S. 434f.) noch über das wundern können, was sonst niemanden mehr zu kümmern scheint. Aus Sicht eines Phänomenologen ist Fremdheit nicht nur mit geographischer Ferne und kultureller Differenz gegeben, sie befindet sich bereits „mitten unter uns“. Fremd sind die Dinge nicht nur in der allerersten Begegnung, sie werden es auch in dem Maße, wie sie sich danach von selbst verstehen. So muss ein Phänomenologe gar nicht erst in die Ferne schweifen, um Fremden und Fremdem zu begegnen, sondern die Welt beginnt für ihn bereits am heimischen Herd unvertraut zu werden: Man muss nur richtig hinsehen. Wo andere nur gleichgültig die Schultern zucken, führt die veränderte Einstellung des Phänomenologen dazu, die Welt wieder wie zum ersten Mal zu sehen.

Fremdheit wartet auf ihn in allernächster Nähe und sie gibt sich das Kleid und die Anmutung eines Selbstverständlichen. Damit methodisch zu brechen nannte Husserl (1954, S. 138) die epochē. Wie Rousseau den Ethnologen in die Ferne schickte, so zerschnitt auch Husserl die Verbindung, die ein Phänomenologe mit den Gewissheiten des alltäglichen Welterlebens hatte – mit dem Unterschied, dass die Reise des Phänomenologen in das Innere des ‚common sense‘ führte. Wie Rousseau dem Reisenden die Einsicht in eine anthropologische Universalie in Aussicht stellte, so verhiess auch die epochē eine Invariante – die „formal allgemeinsten Strukturen der Lebenswelt“ (ebd., S. 145). Zwischen Ethnologie und Phänomenologie besteht demnach ein symmetrisches Verhältnis: Die einen suchen das Fremde in der Ferne, die anderen in der Heimat. Die einen begegnen ihrer eigenen Kultur in der Wildheit des Wilden, die anderen erleben sich als zivilisatorische Fremde in den selbstverständlichen Gewissheiten ihres Alltags.¹

Unter diesen Vorzeichen verwundert es allerdings, dass Phänomenologie und Ethnologie vergleichsweise schwer ins Gespräch kamen. Lucien Lévy-Bruhl musste beispielsweise Aron Gurwitsch gegenüber eingestehen, dass er den Mitteilungen Husserls, mit dem er in schriftlicher Korrespondenz stand, nicht mehr folgen konnte: „Expliquez-moi, je n’en comprends rien“ (zitiert nach Blumenberg 2001, S. 43). Aber auch das umgekehrte Verhältnis von Ethnologie und Phänomenologie lässt sich beobachten: „Also etwa Claude Lévi-Strauss, *den* finde ich einen interessanten Soziologen, obwohl er sich nie so genannt hätte“ (Waldenfels 2001, S. 427; kursiv i. O.). Die gegenseitige Distanz konnte weder in der Anlage noch in der Durchführung der Forschungspraxis begründet sein. Die Suche nach den invarianten Strukturen von Kultur und Lebenswelt hätte im Gegenteil Ethnologen und Phänomenologen viel näher zusammenrücken lassen müssen. Die Differenz liegt indessen im Grundbegrifflichen: Für die einen, namentlich Lévi-Strauss, ist „Sinn“ der Effekt einer kombinatorischen Algebra. Die anderen, namentlich Husserl, setzen die Sinnhaftigkeit der Welt voraus. *Zwischen* diesen beiden Welten ist die vorliegende Arbeit angesiedelt.

Ihr innerer Ausgangspunkt ist die *Frage nach den elementaren Strukturen der Weltvertrautheit eines Erfahrungssubjekts*. Inhaltlich nimmt sie damit die Lebensweltproblematik der Phänomenologie auf, methodisch orientiert sie sich an der strukturalen Analyse von Claude Lévi-Strauss. Während die Lebenswelt-

1 Clifford Geertz (1993, S. 107) sieht im Werk von Ruth Benedict die Forderung begründet, auf Nordamerikaner und Europäer so zu blicken, wie diese als Ethnologen auf andere blicken würden. Das Ergebnis dieser inversen Ethnologie sei es, dass das Eigene fremd und das Fremde vertraut werde. Nicht mit epistemologischen, sondern mit eher moralischen Kategorien begründet Bruno Latour (1993, S. 101) die gleiche Forderung: „Western ethnologists cannot limit themselves to the periphery; otherwise, still asymmetrical, they would show boldness toward others, timidity toward themselves“.

phänomenologie die Strukturen der Lebenswelt (Schütz) stets *theoretisch beschrieben* hat, ist es Lévi-Strauss gewesen, der auf anderem Gebiet, insbesondere in der Mythenanalyse, *praktisch gezeigt* hat, wie Strukturen am empirischen Material zu analysieren sind. In dieser Arbeit verknüpfe ich beide Seiten miteinander. Denn mit der Frage nach den elementaren Strukturen der Weltvertrautheit eines Erfahrungssubjekts lässt sich die Lebensweltproblematik der Phänomenologie reformulieren. Mich interessiert die *Lebenswelt* insofern, wie sie der Inbegriff einer elementaren Weltvertrautheit eines Erfahrungssubjekts ist. Und mich interessieren die *Strukturen* der Lebenswelt insofern, wie sie der Inbegriff für die Organisation dieser Vertrautheit sind. Die vorliegende Arbeit gilt der Frage, unter welchen theoretischen Vorannahmen, methodologischen Grundsätzen und methodischen Mitteln die Organisation von Weltvertrautheit empirisch zu analysieren ist.

Dieser Versuch geht mit einem Optimismus einher, den man nicht teilen muss. Denn eine derart diffuse Angelegenheit wie „subjektive Weltvertrautheit“ auf empirischem Weg zu analysieren, gleicht dem Versuch eines Kindes, Seifenblasen einzufangen. Um aus diesem gleichermaßen anmutigen wie vergeblichen Kinderspiel einen soziologischen Ernst zu machen, der sich seine Wette auf Erfolg nicht durch die Schwierigkeiten ausreden lässt, die auf ihn bei diesem Unternehmen unweigerlich warten, empfiehlt es sich, an den Prämissen zu arbeiten. „Weltvertrautheit“ kann daher nicht länger mehr als Korrelat intentional verfassten Sinns verstanden werden, wie es die phänomenologische Tradition sieht, sondern ist als ein *Effekt der internen Organisation des „Wissensvorrates“ eines Erfahrungssubjekts* anzusehen. Mit anderen Worten: „Weltvertrautheit“ muss struktural analysiert werden. Bis ich zur Begründung dieser These komme, sind jedoch einige Vorklärungen zu unternehmen.

In methodischer Hinsicht rückt zunächst das Verhältnis von Erfahrung und Erzählung in den Mittelpunkt. Denn wenn man sich einen Zugang zur Weltvertrautheit eines Erfahrungssubjekts ebnen möchte, dann bietet es sich an, diese empirisch dort abzugreifen, wo diese von den Erfahrungssubjekten „natürlich“ dargeboten wird: in einer Erzählung. In der Soziologie ist es aber nicht die Lebensweltphänomenologie, sondern die Biographieforschung, die sich für den Zusammenhang von der Erfahrung eines Biographiesubjekts und der von ihm erzählten Lebensgeschichte interessiert. Im *ersten Teil* dieser Arbeit wende ich mich den methodischen Fragen und Problemen in der soziologischen *Biographieforschung* in der Absicht zu, die dort gängigen Verfahren der Gegenstandserschließung auf die Frage hin zu prüfen, inwiefern diese für die methodischen Zwecke einer transformierten Lebenswelttheorie zu gebrauchen sind (Kapitel I).

Im *zweiten Teil* der Arbeit stelle ich umgekehrt die Frage, wie der Zusammenhang von Erfahrung und Erzählung aus einer alltäglichen Perspektive zu

verstehen ist. Es wird dort der Vermutung nachgegangen, dass es noch vor der methodischen Zurichtung von Erfahrung und Erzählung zu einander gegenüberstehenden Blöcken, interne Differenzierungen gibt, die im menschlichen Welterleben auf selbstverständliche Weise zum Zuge kommen. Nicht nur die Erfahrungsquellen lassen sich unterscheiden, auch ihre narrativen Darbietungen haben unterschiedliche Funktionen – sei es, weil durch sie Erzähler subjektiviert werden (Kapitel II), sei es, weil sie zu deren Verobjektivierung führen (Kapitel III). Dieser Teil dient in systematischer Hinsicht als Hintergrundfolie für den darauf folgenden.

Im Mittelpunkt des *dritten Teils* steht die Frage, wie die *Lebenswelt*problematik zu empirisieren ist. Das erfordert zum einen die Rückvergewisserung der Thematik bei den Gründervätern (Kapitel IV), vor allem aber stellt sich hier die Frage, wie sich zur Weltvertrautheit eines Erfahrungssubjekts aus theoretischer Sicht überhaupt ein angemessenes Verhältnis gewinnen lässt. Ich schlage dort vor, das Konzept des *Erfahrungsraums* als Erbe der Problemstellungen der Lebenswelttheorie zu verstehen (Kapitel V).

Der *vierte Teil* ist wieder methodologischen Fragen gewidmet. Zum einen entwickle ich dort ein Modell, mit dem man den internen Zusammenhang von Erfahrungsraum und Erfahrungsgeschichte verstehen kann (Kapitel VI). Zum anderen stelle ich Grundprinzipien für die topologische Analyse des subjektiven Raums von Erfahrung vor und wende sie an einem Fallbeispiel an (Kapitel VII).

Mit dieser Arbeit verfolge ich insgesamt die Intuition, dass es zwischen dem starken Anspruch des Lebenswelttheorems auf universelle Gültigkeit einerseits und historisch-konkreten *Lebenswelten* andererseits einen dritten Weg geben kann. Denn begreift man die Lebenswelt als einen Raum, der zwischen den Räumen subjektiver Erfahrung liegt und dessen Eigenart darin besteht, mannigfache Verbindungen und Trennungen zwischen den einzelnen Räumen subjektiver Erfahrung herzustellen, dann lässt sich zumindest verständlich machen, auf welchen anderen Grundlagen die klassische Lebenswelttheorie heute noch zu beerben ist: Die Lebenswelt wäre weder universal, noch partikular, sondern ein *Zwischenraum* der Erfahrung.

Erster Teil

Zum methodischen Ort des Verhältnisses von Erfahrung und Erzählung

*„Life's but a walking shadow, a poor player
that struts and frets his hour upon the stage
and then is heard no more: it is a tale
told by an idiot, full of sound and fury,
signifying nothing.”*

Shakespeare, Macbeth

Kapitel I Die Biographieforschung

„Im Zusammensetzen selbst liegt die Energie der Rede; sonst nichts.“

Herder, Erstes kritisches Wäldchen

Die folgenden Überlegungen gelten der soziologischen Behandlungsart von Biographien. Ich möchte einzelne Methoden der biographischen Analyse nur insoweit darstellen, wie sich dadurch aufzeigen lässt, welches die teils expliziten, größtenteils jedoch impliziten Annahmen sind, mittels derer sich diese Verfahren ihrem Untersuchungsgegenstand zu nähern suchen. Erst wenn es gelingt, auch in der Heterogenität methodischer Gegenstandserschließungen durchgängige Prinzipien ausfindig zu machen, durch welche ein Forschungsfeld maßgeblich organisiert wird, kann man von einer Einheitlichkeit wenn nicht des Untersuchungsgegenstandes, so aber doch des Zugangs zu ihm ausgehen. Das Feld der soziologischen Biographieforschung bliebe jedenfalls unverstanden, wenn versucht würde, es vom Gegenstand her zu bestimmen. Man braucht sich nur einige der hier ansässigen Fragen hinsichtlich des Untersuchungsobjektes zu vergegenwärtigen, um die Illusion eines *einzig*en Gegenstandes der Biographieforschung aufzulösen: Ist es der gesellschaftliche Anteil an objektiven Ereignissen im Lebensverlauf? Sind es diese Ereignisse selbst oder ist es die kognitiv erinnerte Geschichte daran? Handelt es sich bei Autobiographien um gegenwärtige Deutungsmuster vergangener Erfahrungen oder sind dies pragmatische Erzählungen eines sozial eingebetteten Selbst? Trotz der Heterogenität denkbarer Gegenstände einer soziologischen Biographieforschung besteht, wie ich in diesem Kapitel zeigen werde, eine relative Homogenität hinsichtlich der in diesem Feld praktisch befolgten Prinzipien der Gegenstandserschließung. Bei der soziologischen Biographieforschung handelt es sich um ein Forschungsfeld, in dem unterschiedliche Forscher auf einen gemeinsam geteilten Fundus an Hintergrundüberzeugungen zurückgreifen. Die *methodologische doxa* innerhalb des biographischen Feldes führt zu einer Vorwegnahme dessen, was und wie etwas für die soziologische Forschung als Gegenstand vor Augen stehen kann. Indem „Biographie“ forschungspraktisch standardisiert wird, ohne dass dazu einzelne Forscher eine Absprache treffen müssten, werden alternative Behandlungsarten desselben Gegenstandes ausgeschlossen.

Ich werde im Weiteren die methodologische Hintergrundeinigkeit der soziologischen Biographieforschung in drei Schritten herausarbeiten. Zunächst werde ich die *Präfigurationen* (1. Abschnitt) des Forschungsfeldes vornehmlich

entlang seiner Beziehungen beschreiben, durch die es sich einerseits von vergleichbaren Forschungsanstrengungen abgrenzt (Lebensverlaufsforschung, Geschichtswissenschaft), mit denen es andererseits aber auf methodischer Ebene in Berührung kommt (Triangulation, Erhebungstechniken). Im zweiten Schritt diskutiere ich dann drei Methodologien, durch die das Feld der soziologischen Biographieforschung im engeren Sinne *konfiguriert* wird (2. Abschnitt). Mit Ricœur (1973) gehe ich davon aus, dass sich deren Validität nur über eine Reflexion ihrer Grenzen bestimmen lässt. Über die Reichweite einzelner Methoden lassen sich dann die immanenten Selbstbeschränkungen des Feldes der soziologischen Biographieforschung insgesamt aufweisen. Da sich ein Forschungsfeld maßgeblich über Methoden und Methodologien definiert, verhält sich dessen Kern koextensiv zu den Grenzen, die durch einzelne Verfahren der Gegenstandserschließung aufgespannt werden. Es obliegt also nicht so sehr einzelnen Forschern, durch die Erfindung von Methoden darüber zu entscheiden, was als Biographie für die Soziologie relevant ist, sondern vielmehr organisiert und normiert das Feld selbst mögliche Ausprägungen und Varianten einzelner Methodologien. Für Biographieforscher macht sich diese Selbstorganisation des Feldes als forschungspraktische *Gewissheit* geltend, als eine intuitive, von einer Community von Forschern weitgehend geteilte Überzeugung, was Biographie ist, inwiefern sie soziologisch überhaupt relevant ist und wie ihr dementsprechend methodisch beizukommen ist. Der Zweck der folgenden Darstellung besteht nicht nur darin, die methodische Präfiguration des Gegenstandes „Biographie“ vor Augen zu führen, sondern auch die Ein- wie Ausschlüsse möglicher Gegenstände durch die biographische Methodologie anzudeuten. Erst wenn klar geworden ist, worin die Grenzen eines Forschungsfeldes faktisch bestehen und wie sie aufrechterhalten werden, lässt sich überhaupt an alternative Zugänge denken. Der dritte Schritt besteht dann demzufolge darin, die theoretische und methodologische *Rekonfiguration* des Feldes vorzubereiten (3. Abschnitt).

1. Präfigurationen

Die soziologische Biographieforschung konstituiert sich zunächst durch den Ausschluss einer Betrachtungsweise, die nicht die Biographie sondern den Lebenslauf zum Thema macht (Hahn 1988). Die Lebensverlaufsforschung schematisiert ihren Gegenstand als ein Muster sequentieller Ereignisse in der Ordnung einer objektiven Zeit und fragt dabei nach den Formen und den Veränderungen in der gesellschaftlichen Regulierung von Lebenswegen (Kohli 1985; Mayer 2002). Der Lebensverlauf gilt in dieser Perspektive zwar als ein Resultat von subjektiven Entscheidungen, gleichwohl werden diese als derart abhängig von

sozialstrukturellen Merkmalen, Alterskohorten und historischen Ereignissen angesehen, dass sich der Lebensverlauf als eine faktorisierbare Gesellschaftsgröße darstellen lässt. Entsprechend wird nicht der einzelne Lebensverlauf, sondern eine statistische *Aggregatform* untersucht, die als solche in Beziehung zu makrosoziologischen Größen gesetzt wird. Die Biographieforschung unterscheidet sich hiervon dadurch, dass sie sich *zunächst* für einen Biographieträger in seiner *Singularität* interessiert.² Dieser entsteht aus einem Ereignis (Geburt) und kollabiert in einem Ereignis (Tod). Die dazwischen liegenden Lebensereignisse werden in der Biographieforschung nicht als Abfolge beobachtet, sondern in ihrer inneren Verzahnung. Und das heißt: In ihrer Motiviertheit. Eine solchermaßen ausgerichtete Beobachtung von Lebensverläufen beinhaltet demzufolge genau das, was die Lebensverlaufsforschung durch ihre Konzentration auf objektive Daten ausschließt: die subjektive Sinndimension der Biographieträger. Die inverse Beziehung von Lebensverlauf und Biographie legt nahe, dass der Einschluss von Sinn zugleich den Ausschluss von Objektivität bedeutet – und umgekehrt. Entsprechend lässt sich zwischen den beiden Forschungsrichtungen ein methodologisches Patt ausmachen: Auf der einen Seite befinden sich Verfahren, die das subjektive Sinnverstehen der Biographieträger erfassen und auf der anderen jene, die einen objektiven Erklärungsanspruch von Lebensverläufen verfolgen.

In Zeiten wissenschaftlicher Ruhelage stellt dies eine sich selbst genügende Unterscheidung mit praktischer Wirkung dar: Es lässt sich hüben wie drüben in Forschungsprojekten einrichten. Gelegentlich wird das Verhältnis zwischen Biographie- und Lebensverlaufsforschung als komplementär angesehen. Mit der Ansicht, dass sich objektive Ereignisdaten und subjektive Sinnmuster ergänzen müss(t)en (Blossfeld/Huinink 2001, S. 24; Mayer 2002, S. 53), wird zunehmend die Forderung nach einer Triangulation von Methoden verknüpft. Mit dieser eher technischen Diskussionslinie, die als Fortschritt gegenüber den „paradigm wars“ vergangener Tage beobachtet wird (Flick 2004, S. 67), geht allerdings eine grundlegende Selbstabschließung des Feldes gegenüber alternativen Gegenstandsauffassungen einher. „Triangulation“ fungiert als eine Maxime für ein Vorgehen, das sich einzig von einer adäquaten Erfassung und Beschreibung von Phänomenen leiten lassen will und sich daher nicht (mehr) an den etablierten Grenzziehungen zwischen quantitativen und qualitativen Methoden orientieren kann. Was nach einem späten Widerhall des phänomenologischen Mahnrufs klingt, endlich zu den Sachen selbst vorzudringen, führt allerdings mehr zur Eintrübung der Sicht auf Phänomene, als zu deren Aufklärung. Wie sich bereits

2 „Zunächst“, weil sie in der Folge dazu neigt, auf ihre Weise zu aggregieren, nämlich mehrere Biographien zu Real- oder Idealtypen zusammenzufassen.

am geometrischen Vorbild der Triangulation und dessen praktischer Anwendung in der Landvermessung studieren lässt, muss ein konstanter Basisabstand zwischen zwei Perspektiven eingehalten werden, damit von unterschiedlichen Beobachtungsstandorten aus ein gemeinsamer Gegenstand überhaupt angepeilt werden kann. Wer per Methodentriangulation hofft, einen Untersuchungsgegenstand adäquater bestimmen zu können, als das ohne wechselseitigen Methodenimport möglich wäre, verringert nicht den Abstand zwischen den Perspektiven der Lebensverlaufsforschung und der Biographieforschung, sondern lässt ihn erstens unangetastet und geht zweitens davon aus, dass auch die jeweils andere Seite den selben Kirchturm sieht. Das Problem des Beobachterabstandes lässt sich hier nicht auf das Phänomen der Parallaxe reduzieren, sondern betrifft qua Methode grundlegende Probleme unterschiedlicher Gegenstandskonstitutionen.

In der Sozialforschung wurde der Einfluss des Methodenarsenals auf den Untersuchungsgegenstand unter dem Stichwort der „Reaktivität von Methoden“ diskutiert (Webb 1966). Die *theoretischen* Fluchtlinien dieser Diskussion konvergieren jedoch nicht in einem von der Beobachterperspektive als unabhängig angenommenen Gegenstand, sondern verhalten sich inkommensurabel zueinander. So entwirft beispielsweise die in der Lebensverlaufsforschung praktizierte Sequenzmusteranalyse den Lebenslauf als eine Abfolge von Ereignissen, denen sozialwissenschaftliche Prädikate wie „Ausbildung“ oder „Beruf“ zuerkannt werden können (Erzberger/Prein 1997; Abbot/Tsay 2000). Dergestalt aber wird der Lebenslauf als die Frage nach der *Lebensserialität eines Zustandsträgers* bearbeitet. In der Biographieforschung hingegen wird das Problem des *Lebenszusammenhangs eines Biographiesubjekts* untersucht. Nur auf den ersten Blick handelt es sich hier um einen vernachlässigswerten Unterschied. An der Behandlung des für beide Forschungsansätze wichtigen Problems der Zeit lässt sich ihre fundamentale Differenzlinie erkennen. Auf der einen Seite, der Lebensverlaufsforschung, wird Zeit als unabhängige Variable benutzt, um Veränderungen eines Zustands in der Zeit zu beobachten. Auf der anderen Seite, der Biographieforschung, interessiert jedoch nicht Zeit als vermeintlich objektive Größe, sondern mit Erlebnissen und Erfahrungen steht die subjektive Wahrnehmung der Lebenszeit auf dem Prüfstand. Genau genommen geht es in der Biographieforschung, wie die nachfolgende Diskussion noch ausführlicher zeigen wird, um die *Verknüpfung* von Erlebnissen, die eine zeitliche Qualität besitzen. „Zeit“ wird hier auf einen subjektiven Prozess zurückgeführt. Zeiterfahrung wird zum Korrelat operativer Verknüpfungsleistungen (Bewusstseinsakte, Handlungen), vermöge derer jene Eigenzeit entsteht, die ein biographisches Subjekt als die seinige erfährt. *Zeiterleben* geschieht hier also nicht *in* der Zeit, sondern *durch* die Zeit. Bei den Lebensverlaufsforschern hingegen ist Zeit eine

überindividuelle Ordnungs- und Koordinationsgröße von Ereignissen und Handlungen. Die Methoden beider Forschungsperspektiven zu triangulieren setzt eine zumindest angestrebte Konvergenz von verräumlichter und verzeitlichter Zeit voraus. Ein Blick auf den Stand der reichhaltigen zeittheoretischen Diskussion (vgl. Husserl 1966; Kosselleck 1979; Augustinus 1987; Heidegger 1993; McTaggart 1993; Sandbothe 1998) lässt allerdings erhebliche Zweifel an der Durchführbarkeit eines solchen Projekts aufkommen.

Die hier in Bezug auf das Zeitproblem nur grob skizzierte Frontstellung von Lebensverlaufs- und Biographieforschung erlaubt keine Konvergenz der Forschungsansätze, sondern läuft auf eine Divergenz der Perspektiven hinaus. Von dem einen, allen Ansätzen gemeinsamen Gegenstand in Lebensverlaufs- und Biographieforschung kann daher keineswegs gesprochen werden. Die unterstellte Einheit des Gegenstandes wird erst durch eine extramethodische, d.h. lebensweltliche Hintergrundontologie gestiftet, an der dann eine pragmatische Forschungseinstellung einsetzt. Ohne eine solche Gewissheit wandelt sich jedoch das Untersuchungsobjekt in diesem Feld, je nachdem, ob man einen eher „objektiven“ (gesellschaftsbezogenen) oder eher „subjektiven“ (akteurszentrierten) Blick auf den Lebenslauf wirft. Nicht also über den Gegenstand, sondern nur über wechselseitige Methodenanleihen sind zwei heterogene Forschungsansätze in Beziehung zueinander zu setzen. Triangulation bildet dabei das Stichwort für eine methodische Operation, bei der Lebensverlaufs- und Biographieforschung zusammengeknüpft werden sollen. Es handelt sich hier freilich eher um ein Flickwerk, als um eine organische Verschmelzung. Denn die eigenen wie auch die fremden Vorentscheidungen hinsichtlich der Konstitution des Untersuchungsobjekts bleiben bei dieser methodischen Operation gerade ausgenommen. Wer auf Methodentriangulation setzt, immunisiert sich selbst gegenüber Alternativen, die in diesem Forschungsfeld durchaus angelegt sind. Es kommt daher nicht so sehr darauf an, Methoden zu triangulieren, als die für einen Untersuchungsgegenstand maßgeblichen Unterscheidungen zu hinterfragen, die in diese Methoden eingebaut sind.³

Während sich anhand der Unterscheidung von Biographie und Lebenslauf innerhalb der Soziologie zwei heterogene Forschungsgegenstände konstituieren, ist im Inneren der Biographieforschung die Differenz von Biographie und Autobiographie das maßgebliche Selektionskriterium für die Forschungspraxis. Man muss sich hier zunächst vor Augen führen, dass der Ausdruck „Biographie“ ein Terminus ist, der in einem engeren Sinn die Beschreibung eines Lebenslaufes meint, in einem erweiterten Sinne aber auch den Lebenslauf selbst mitbezeichnet. In diesem Begriffsschicksal spiegelt sich das der Geschichte wider (Kosel-

3 Vgl. zur Kritik an Triangulation auch Silvermann 2006.

leck 1979, S. 130ff.). Denn hier wie dort wird mit nur einem Terminus Reflexion und Geschehen bezeichnet. Die Form der Biographie (Nassehi 1994) kann daher als Einheit der Differenz von Beobachtung und Referenz beschrieben werden. Als Beobachtungsschema ist „Biographie“ nun aber weder eine der Soziologie eigene Form der Darstellung eines Lebenslaufs, noch benutzt sie diese Form überhaupt für eine Lebensbeschreibung. Darin unterscheidet sie sich signifikant von der Geschichtswissenschaft und der Literatur, die mittels einer Biographie das reale oder fiktive Leben einer Figur beschreiben. Bei der soziologischen Biographieforschung handelt es sich dagegen um eine Technik der Beobachtung zweiter Ordnung. Sie setzt nicht auf Biographie, sondern auf Autobiographie. Das Beobachtungsschema wird hier vom wissenschaftlichen Beobachter in den Gegenstand der Untersuchung selbst verlegt, weswegen er sich im Weiteren weitgehend auf die Beobachtung der Effekte dieser Verschiebungsoperation beschränken kann. Nicht über die Differenz von Erzähler und Protagonist, wie in der Biographie, sondern durch die Identität beider Erzählinstanzen, über Autobiographie also, versucht die soziologische Biographieforschung die historische Lebenswirklichkeit eines Akteurs zu erschließen. Der Terminus „Biographie“ hat in der soziologischen Biographieforschung deswegen einen stets eingeschränkten Sinn. Er meint hier die von Selbsterlebensbeschreibungen der Akteure abhängige Lebenswirklichkeit und wird im Sinne eines Referenzmodells verwendet. Die soziologische Erforschung von Biographie interessiert sich für das von Akteuren selbst erlebte Leben.

Allerdings ist die Unterscheidung von Biographie und Autobiographie und die damit verbundene hetero- bzw. homodiegetische Differenz von Erzählperspektiven (Genette 1994) noch zu unbestimmt, um nicht auch noch für die Autobiographie zwei verschiedene Interpretationsmöglichkeiten zuzulassen. Während sich die Güte einer Biographie einzig an der Ähnlichkeit zwischen der von einem Biographen erzählten Geschichte und der von einem Protagonisten wirklich erlebten Geschichte bemisst (Lejeune 1994), hängt die Qualität einer Autobiographie dagegen nur dann von Kriterien der Ähnlichkeit⁴ ab, wenn sie als ein Sonderfall der Biographie betrachtet wird. Denn nur unter der Voraussetzung, dass es sich auch bei der Autobiographie um ein Schema der Darstellung objektiver Sachverhalte handelt, kann mit ihr ein historischer Anspruch verbunden werden. Allerdings erfüllen Biographie und Autobiographie die historische Intentionalität auf unterschiedliche Weise. Der Historiker wird eine Biographie stets durch Rückgriff auf Quellen absichern. Der Soziologe hingegen überlässt die „objektiven Daten“ weitgehend der Selbstauskunft eines autobiographischen

4 Exaktheit und Vollständigkeit (im Sinne der Übereinstimmung von einzelnen Ereignissen) oder aber der Treue (im Sinne der Gestaltähnlichkeit).

Erzählers. Und während ein Historiker zur Darstellung des Lebenszusammenhanges seines Protagonisten auf die eigene Urteilskraft zurückgreifen muss, überlässt es die soziologische Biographieforschung einem Ich-Erzähler, die Synthetisierung der eigenen Biographie vorzunehmen. Historiker und Soziologen sind dabei komplementären Schwierigkeiten ausgesetzt. Das Problem des Historikers besteht darin: Welches Maß an Urteilskraft verträgt eine Biographie, um aus der durch Quellen bezeugten Chronologie der Ereignisse eine historische Lebensgeschichte erzählen zu können? Nach dem berühmten Wort Rankes, besteht die Aufgabe des Historikers gerade darin, nicht einfach nur zu zeigen, dass sich etwas in einer Vergangenheit zugetragen hat, sondern „wie es gewesen“ ist. Aber gerade zur Darstellung dieses „Wie“ muss ein Historiker sich auf die eigene Urteilskraft verlassen. Da diese nicht aus den Quellen abzuleiten ist, gerät die Biographie jederzeit in Gefahr, über ein annehmbares Maß der lebendigen Darstellung einer Lebensgeschichte hinauszuschießen. Bei einer Autobiographie besteht dasselbe Problem, jedoch verändert sich hier die Zurechnungsadresse. Die narrative Synthesis der Lebensgeschichte überlässt der Soziologe einem Ich-Erzähler. Damit steht dieser nicht nur für die historische Referenz der Lebensgeschichte ein, sondern auch für deren Qualität in der Verknüpfung von Ereignissen. So wie die historische Urteilskraft des Historikers in eine Biographie einfließt, die er über eine historische Figur schreibt, so artikuliert sich auch die Urteilskraft eines Ich-Erzählers in der Darstellung der eigenen Biographie. Eine Autobiographie verspricht daher nicht nur einen privilegierten Zugang eines Ich-Erzählers zu seinen eigenen Erlebnissen und Erfahrungen (Habermas 1995), sie ist darüber hinaus auch eine unübertragbare Reflexionsform der eigenen Lebensgeschichte. Aber genau darin öffnet sich auch das Einfallstor für eine *skeptische* Interpretation der Autobiographie.

Denn wenn man diese der Biographie nicht einfach subordiniert, sondern als einen Gegensatz zu ihr konzipiert, wird der Geltungsanspruch auf Darstellung einer erlebten Vergangenheit obsolet. In der skeptischen Sicht der Autobiographie erzählt zwar ein Betroffener nach wie vor eine Geschichte, aber diese Geschichte ist nicht – oder jedenfalls nicht notwendigerweise – deckungsgleich mit der von ihm tatsächlich erlebten Geschichte. Die Autobiographie ist hier keine Lebensgeschichte, sondern eine Erzählung, die ein Erzähler für sein gelebtes Leben hält. Die eigene Vergangenheit wird hier weniger gefunden als *erfunden* (Thomä 1998). Ein historischer Geltungsanspruch wird der Autobiographie dann untergeschoben, wenn die Differenz von Biographie und Autobiographie nur als eine Unterscheidung von Erzählinstanzen betrachtet wird. Die Güte einer Autobiographie besteht in der skeptischen Sicht jedoch nicht in der *Ähnlichkeit* mit dem erlebten Leben, sondern in einer stets gegenwärtigen, und das heißt: perspektivischen Vergegenwärtigung der Vergangenheit eines

Erzählers. Nicht Wahrheit, sondern Wahrhaftigkeit, nicht die historische Referenz, sondern die authentische Artikulation der Lebensgeschichte macht hier die Qualität der Autobiographie aus. Vergessen, Auslassen, Überspringen, Verschweigen, Lügen, Uminterpretieren, die Reaktion auf soziale Erwünschtheit – das alles sind wahrscheinliche Modi eines Erzählers in einer Autobiographie. Die historische Treffsicherheit entpuppt sich in der skeptischen Sicht somit als ein Grenzfall der Autobiographie. Die Beschreibung des eigenen Erlebens enthält nicht notwendigerweise ein höheres Maß an Erfahrungssättigung und kann auch keine sichere Auskunft über die historische Urteilskraft eines Ich-Erzählers geben, sondern stellt in erster Linie die gegenwärtige Behandlung der Erlebnisvergangenheit eines Ich-Erzählers dar.

Tatsächlich beschreitet die soziologische Biographieforschung jedoch einen Mittelweg zwischen den skizzierten Auffassungen der Autobiographie. Weder geht sie naiv vor und glaubt unbesehen der Darstellung eines Ich-Erzählers, noch vertritt sie die Meinung, die Autobiographie sei derjenige Nutzen, den ein Ich-Erzähler aus seiner eigenen Vergangenheit in der Erzählgegenwart für eine antizipierte Zukunft zu ziehen versucht. Stattdessen besteht das Anliegen der soziologischen Biographieforschung darin, eine gegenwärtige Erzählperspektive mit der Rekapitulation vergangener Erfahrungen *methodologisch* zu verbinden. Das heißt freilich nicht, dass stets beide Dimensionen gleichermaßen zur Geltung kommen bzw. methodisch gleich gewichtet werden. Es kann sogar sein, dass die Rekonstruktionsmethodologie von sich aus gegenüber einer Unterscheidung von Erzählgegenwart und Erfahrungsvergangenheit blind ist und dennoch zum Repertoire der soziologischen Biographieforschung gehört (vgl. Abschnitt 2.3). Ihrem methodischen Anspruch nach oszilliert die soziologische Biographieforschung stets zwischen Erfahrung und Erzählung, sei es, indem sie dieses Verhältnis als eines im Inneren ihres Untersuchungsgegenstandes liegendes konzipiert, oder sei es, dass sie es in ihre eigene Interpretationstechnik hineinverlegt.

Die Einzelkritik biographischer Methoden, wie ich sie im Folgenden vornehme, versteht sich letztlich nur als Passage für die Beschreibung von Merkmalen des Feldes einer soziologischen Biographieforschung. Anstatt eine Definition dessen zu geben, was die soziologische Biographieforschung ist oder gar zu sein hat, möchte ich mich im Weiteren auf die praktische Selbstbeschreibung des Forschungsfeldes beziehen: auf die Methoden. Wie jedes Forschungsfeld wird auch die soziologische Biographieforschung nicht so sehr durch Theorieleistungen abgesteckt, die auf die eine oder andere Weise die Relevanz der Lebensbeschreibungen von Akteuren für die Ordnungsformen des Sozialen (Interaktion, Gruppe, Organisation, Gesellschaft) systematisch darlegen, sondern insbesondere durch Methoden, die diese Relevanz in ihrer methodischen Praxis

schon voraussetzen und über die Aussparung theoretischer Reflexion das biographische Forschungsfeld faktisch konstituieren. Der Ökonomie der Forschungspraxis, nicht dem Vergessen des einzelnen Forschers, ist es geschuldet, dass bereits die Anwendung biographischer Methoden den Zweck ihres Einsatzes weitgehend vergessen machen lässt. Warum man eigentlich biographische Methoden für eine genuin *soziologische* Fragestellung entwirft oder benutzt, liegt außerhalb der Notwendigkeit methodologischer Begründungsverpflichtungen. Die soziologische Rechtfertigung biographischer Methoden hat daher zu meist nur in Vorschaltkapiteln methodologischer Darstellungen einen Platz. Diese geben keine Auskunft über die tatsächliche Organisation eines Forschungsfeldes. Will man jedoch die *Praxis* der soziologischen Biographieforschung verstehen, so ist es angeraten, sie in erster Linie als ein wissenschaftliches Feld zu beschreiben, das einerseits durch die Etablierung eines Methodenkanons die Bandbreite möglicher Gegenstandserschließungen normiert, andererseits die Relevanz dieser Bandbreite schlichtweg aus dem bloßen Faktum ihrer empirischen Erforschung ableitet. Auf diese Weise konstituiert sich das Feld der soziologischen Biographieforschung zirkulär. Bereits der Einsatz der Methode bezeugt deren Relevanz. Wenn die Ergebnisse der Biographieforschung an soziologische Theoreme wie Individualisierung, Generation, Gender, Migration usf. angeschlossen werden, handelt es sich aus Sicht der Forschungspraxis um sekundäre Rationalisierungen. Die Methodologien der soziologischen Biographieforschung sind von den ursprünglichen Fragestellungen, denen sie ihre Entwicklung verdanken, längst unabhängig geworden. Sie führen ein selbstgenügsames Eigenleben.

Obzwar nun einzelne biographische Methoden mit einer theoretischen Sparsamkeitsregel operieren, sind sie nicht völlig konzeptionslos. Auch hinter biographischen Methoden stehen „Theorien“. Es wäre jedoch verfehlt, hier ein kohärentes Aussagesystem über einen wohldefinierten Gegenstandsbereich zu erwarten. Bei „Theorien“ biographischer Methoden handelt es sich zunächst um kaum explizierbare Vorannahmen einzelner Forscher über die Verfassung ihres Gegenstandes, die sich in ihrer Summe wiederum zur *doxa* des Feldes einer soziologischen Biographieforschung verfestigt. Wenn ich im Weiteren einzelne biographische Methoden darstelle, dann verfolge ich damit zwei Ziele. Erstens möchte ich zeigen, „wie jede Methode eine ganz bestimmte Theorie widerspiegelt“ (Ricoeur 1973, S. 25). Und zweitens möchte ich im Durchgang durch einzelne Methodologien darlegen, wie sich peu à peu ein gemeinsam geteilter Überzeugungshintergrund von Forschern in der soziologischen Biographieforschung herauschält. Es handelt sich hierbei um ein Überzeugungssystem, das sowohl die Relevanz von Fragestellungen und die Bewertung von Sachverhalten

steuert, als auch Annahmen über die Reliabilität von Erhebungstechniken und die Validität von Auswertungsstrategien enthält.

Hält man sich dabei strikt an das, was sich einer Beobachtung der soziologischen Biographieforschungspraxis zunächst darbietet, wird man sich als erstes konkrete Verfahren der Datenerhebung ansehen müssen. Bei einer Datenerhebung handelt es sich freilich um alles andere als eine vorurteilsfreie Sichtung und Sammlung dessen, was als Phänomen schlichtweg gegeben scheint, sondern bereits um die praktische Umsetzung eines theoretischen Vorentwurfs des möglichen Gegenstandsbereiches, durch den zugleich die grundlegenden Weichen für den gesamten Rekonstruktionsprozess gestellt werden. So kann man beispielsweise die Grenze zwischen der soziologischen Biographieforschung und einer psychologischen Gesprächsforschung daran erkennen, dass beide Disziplinen mit ihrem verwendeten Instrumentarium der Datenerhebung ein jeweils anderes Erkenntnisinteresse verbinden. Wo es vor allem um die Rekonstruktion narrativer Identität geht (Straub 1996; Kraus 2000; Lucius-Hoene/Deppermann 2002), wird die Situation der Datenerhebung vornehmlich als ein narrativer Dialog zwischen Erzähler und Forscher angesehen. Geht es hingegen, wie in der soziologischen Biographieforschung üblich, um die Rekonstruktion der Erfahrungsaufschichtung eines Biographieträgers, kommt das narrative Interview zum Einsatz, das auf die Motivierung einer autobiographischen Stegreiferzählung angelegt ist.

Im Prozess der Interpretation eines *narrativen Dialogs* ist die Erlebnisvergangenheit eines Sprechers nicht als solche, sondern nur als eine Art Steinbruch relevant, aus dem ein Sprecher unter der maßgeblichen Beteiligung und Anteilnahme des Forschers die Bausteine für eine dialogische Identität herauschlägt. Der narrative Dialog ist hier nur Ort und Vehikel für eine situative Identität, die im Prozess einer Interaktion hergestellt wird. In der soziologischen Biographieforschung werden aus diesem Ausgangsbefund drei unterschiedliche Konsequenzen gezogen. Erstens wird daraus die Forderung abgeleitet, den Fokus der Biographieforschung auf den Prozess des „doing biography“ zu richten (Dausien/Kelle 2005, S. 208). Nicht die Erfahrungsvergangenheit als solche, sondern die Techniken der gegenwärtigen Konstruktion der Lebensgeschichte müssen demnach im Mittelpunkt der biographischen Forschung stehen. Zweitens wird angenommen, dass dem Biographieforscher keineswegs fertige Lebensgeschichten zu Gehör gebracht werden, über die die Befragten auch ohne den Prozess der Datenerhebung bereits verfügen, sondern dass umgekehrt der Biographieforscher den Gegenstand seiner Untersuchung durch die Mittel seiner Forschung erst erzeugt. Insbesondere das narrative Interview (s.u.) gerät hier in den Verdacht, ein *methodischer* Generator von Biographien zu sein (Völter 2006, 274ff.). Mit diesen beiden Punkten wird drittens ein grundlegender Zweifel an